

Der Übersetzer



Nr. 1

5. Jahrgang

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

Neckarrems, den 19. Januar 1968

Gruß zum neuen Jahr

In Ägypten, im Alten Reich, besaßen die Fürsten von Elephantine das Privileg, den Beamtentitel eines Chetdolmetschers zu führen. Obgleich ein solches Sonderrecht in unserer heutigen Gesellschaft nicht denkbar ist, sollte sich jeder Übersetzer bewußt sein, daß er sich die mit einem Privileg verbundenen Pflichten, aber auch Ehren zu eigen gemacht hat. Seine Pflichten bestimmen die eigene und die fremde Sprache. Seine Ehre wird ihm vom Geist des Wortes verliehen, dem er dient. Es ist die Verantwortung, die ihn auszeichnet. Mag er sie auch ungezählte Male verfluchen, mag er sie auch beim inneren Streit mit „seinem“ Autor verzweifelt fliehen wollen: Er entkommt ihr nicht, weil seine Leidenschaft für das Übersetzen mit seiner Verantwortung identisch ist. Möge im neuen Jahr ein jeder von uns diese Passion gut durchstehen. Und dazu ist die Gesundheit unerläßlich. Wie wichtig dieser Wunsch genommen wird, haben entsprechende Grüße in der Weihnachtszeit an die Mitglieder des Vorstandes gezeigt. Es waren so viele Karten und Briefe, daß die Absender gebeten werden müssen, den herzlichen Dank an dieser Stelle anzunehmen. Möge 1968 die Freude an ihrer Arbeit groß und der Ärger mit allen, die in den Verlagen, Lektoraten, Agenturen, Redaktionen Sie gewiß nur versehentlich mißverstehen, gering sein. Helfen Sie bitte mit, das Ansehen unseres Berufes zu steigern, sowie das Werken und Wirken unseres Verbandes zu intensivieren. Und ist dann der letzte Tag des jetzt noch jungen Jahres gekommen, sollte jeder von Ihnen sagen können: Es war ein Gutes.

Ihr Helmut M. Braem, Präsident des VDÜ.

Karl Dedecius:

Westöstlicher Diwan 1967

Im Rahmen des 2. Internationalen Forums für Literatur in Frankfurt fand im vergangenen Monat ein Übersetzertreffen statt mit Teilnehmern aus Jugoslawien, Polen, Rumänien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Österreich und Deutschland. Die Eröffnungsrede sprach Karl Dedecius, die wir hier auszugsweise nachdrucken.

Goethe hatte seinen Westöstlichen Diwan in den Jahren 1814 bis 1819 geschrieben, in der Zeit nach einem großen Krieg, also in einer Zeit, die Geistern wie er und wie Humboldt das Bedürfnis nach einem weltweiten Gedanken- und Gefühlsaustausch, nach einer geistigen Überwindung nationaler Beschränktheit ganz besonders bewußt machen mußte.

Die Zeiten, in denen wir heute leben, sind ähnlich. Auch wir haben die schlimme Erfahrung eines verheerenden Krieges hinter uns, und auch wir weben kraft ähnlicher Einsicht an einem großen Diwan, an einem westöstlichen Diwan gegenseitiger Kenntnis, gegenseitigen Verständnisses und Respekts. Das wäre der eine, der erste Aspekt unserer Arbeit — der weltanschauliche. Und da Übersetzer Selbstbewußtsein dringend nötig haben, habe ich diesen Aspekt vorangestellt und mit besonderem Nachdruck vorgetragen. Er scheint mir so wichtig, daß ich ihn außerdem noch mit einem Bild aus unserer neueren Literatur belegen und erhärten möchte.

Es gibt bei Carel Čapek eine Geschichte, an deren Einzelheiten ich mich nur noch schwach erinnern kann, deren Moral aber mir seit meiner Schulzeit unvergessen blieb. Die Handlung dieser Geschichte ist etwa folgende: Ein Eisenbahner bekommt von seinem Verwandten zum Fest ein kleines Ferkel geschenkt. Zum Zwecke des Mästens und des späteren Schlachtens natürlich. Die Familie mästet also die künftigen Schinken und Würste und freut sich am Erfolg ihrer häuslichen Viehzucht. Eines Tages stellt das Ehepaar allerdings fest, daß man nicht gut mit einem Wesen unter einem Dach zusammen leben kann, wenn es keinen Namen hat. Also

bekommt das Ferkel einen Namen — Anton. Anton wächst, wird hin und her Anton gerufen, man gewöhnt sich an Anton, und als es eines Tages so weit ist, daß man das Tier schlachten könnte, stellen Frau und Mann fest, daß sie es beide nicht mehr können. Ja, früher, ein gewöhnliches Ferkel zu schlachten, wäre einfach; aber nun — einen Hausgenossen mit dem Namen Anton zu töten — das brachte keiner von den beiden fertig. Damit endet eigentlich die Geschichte, die ich sicherlich ungenau wiedergegeben habe. Was mir allerdings unvergessen blieb, war die Moral, die ich ihr selber abgelesen hatte: Wir sollten alle danach streben, unsere menschlichen Namen und Vornamen kennenzulernen, mit ihnen vertraut zu werden, und wenn dann eines schlimmen Tages eine Zeit des Schlachtens wiederkommen sollte, werden wir uns nicht mehr schlachten können. Wir werden nicht mehr verächtliche Pauschalbezeichnungen einer zum Schlachten geeigneten Gattung tragen, wie Ferkel, sondern uns aneinander gewöhnt haben und uns sehr menschlich-familiär mit Anton titulieren. Und dann und so wird das Schlachten einfach und durchführbar.

Übersetzungen sind nichts anderes als Namensgebungen an fremde, bislang namenlose Wesen. Übersetzer schaffen diese Urbedingung des Zusammenlebens. Sie machen Fremdes gegenseitig kenntlich und verständlich. Für Carel Čapek und die tschechische Literatur empfinde ich einen tiefen Dank für dieses wunderbare Märchen.

Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!

Ein weiterer Aspekt, über den zu sprechen es sich lohnt, ist die didaktische Funktion der Übersetzung, ihr formaltbildender Wert und die hieraus möglicherweise abzuleitenden Maßstäbe.

Auch dazu meinerseits nur eine Einzelheit, die in der Diskussion beliebig um andere Beispiele, Einsichten, Schlußfolgerungen erweitert werden könnte.

So wie Goethe seinem Westöstlichen Diwan „Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis“ angefügt hatte, aus denen seine Absichten erkennbar und das Eindringen in den Geist der fremden Poesie möglich

wurden, so wünsche ich mir — für meinen Teil — auch von der Arbeit des Übersetzers heute, daß sie nicht nur Genuß und Information, sondern auch Läuterung, im Sinne einer Klärung, im Sinne Aufklärung wäre. Wer dieses einsieht, dem stellt sich wie von selbst die Vorliebe für zusammenhängende Arbeiten, Zyklen, Monographien, Anthologien ein. Ein schönes Gedicht, einen klugen Essay, ein nützliches Buch zu übersetzen, ist genußreich wie verdienstvoll. Aber von einem Werk kann nur gesprochen werden, wenn wir unsere Arbeit einem erkennbaren Bewußtsein unterordnen, wenn wir auf einem festen Fundament sich selber abgerundeter Ideen bauen, wenn wir uns selbst in einen von uns selbst exakt gezielten Kreis von Absichten und Zuversichten stellen und peinlich darauf bedacht bleiben, den Grenzraum niemals zu verletzen, unser rundes Feld aber restlos zu bestellen.

Tagelöhner einer zweifelhaften Konjunktur

Im letzten Satz habe ich — bewußt, gerade wegen unseres oft unterentwickelten Selbstbewußtseins — dreimal die Wendung „wir selbst“ gebraucht, um auf die vielen Möglichkeiten schöpferischer Eigenleistung auch des Übersetzers hinzuweisen. Die Freiheiten, die uns zur Wahl stehen, sind mannigfaltig. Wir wählen die Sprache, wählen das Thema, die Ideen, wählen die Zeit, wählen den Autor und das Werk, den Raum, die Form, die Wörter, Tempi, Modi, wir haben so viel in der Hand, wenn wir nur wollen. Natürlich muß es Übersetzer geben, die Auftragsempfänger sind, die einem Verleger helfen, sein Programm zu erfüllen. Mein Ideal von einem Übersetzer ist jedoch der Übersetzer-Auftraggeber, der selber eine Konzeption, ein Programm hat und dem die Verleger helfen, sein Programm zu verwirklichen. Der Übersetzer sollte selber recherchieren, Umschau halten, sich eine terra incognita vornehmen und sie wie ein literarischer Marco Polo oder Amerigo Vespucci geistig zu erobern trachten. Als Ganzes oder als einen wichtigen Teil eines unbekannten Ganzen. Er sollte stets den Ehrgeiz haben, selber Forscher und Entdecker zu sein, und nicht nur Tagelöhner einer zweifelhaften Konjunktur, mißbrauchter Söldner, der sich auf fremden Schlachthöfen gefährdet für Ideen, die er nicht einmal weiß. Wir haben keine Ahnung, wieviel es noch in unseren Sprachen und Literaturen zu entdecken gibt. Nur überlassen wir dieses Entdecken leider oft den anderen, die diese Sprachen und Literaturen weniger als wir erfahren.

Natürlich gibt es unter Übersetzern unterschiedliche Begabungen. Wer nicht entwerfen und nicht komponieren kann, der wird vielleicht auf dem Gebiet der Sprache viel zu bieten haben. Ein jeder werde sich darüber klar, wo sein Talent Hervorragendes zu bieten hat. Die Sprache ist ein Danaidenfaß: nie zu erfüllen, ein Werk, das nie beendet wird, und eine Aufgabe, die keinem Strebenden die Chance versagt.

Es ist kein Geheimnis, daß unser Literatur-Deutsch erst und eigentlich mit einer Übersetzung seinen Anfang nahm: mit Luthers Bibel-Übersetzung. In Polen ist ähnliches zu verzeichnen. Auch die Übersetzung der Psalmen durch den Dichter der polnischen Renaissance Jan Kochanowski und die Übersetzung des „Orlando furioso“ und der „Gerusalemme liberata“ durch seinen Neffen Piotr hatten für die polnische Literatursprache gesetzgeberische Bedeutung. Ich vermute, bei den anderen Literaturen, die mir nicht so geläufig sind, werden die Verhältnisse ähnlich sein. Jedenfalls weist Pound darauf hin, daß auch der große Aufschwung der englischen Literatur an die Leistungen der Übersetzer anknüpfe, daß diese Übersetzer die Spanne der Möglichkeiten ihrer eigenen Sprache erweitert und sie in Stand gesetzt haben, Sinngehalte aufzunehmen, die ihr bis dahin verschlossen geblieben waren. Pope hatte viel von seiner Homer-Übersetzung gelernt, Landor von der griechischen Lyrik, Rossetti von der frühitalienischen, Fitzgerald von der persischen. Die Übersetzung Edgar Allan Poes durch Baudelaire hatte Epoche gemacht.

Übersetzer brauchen Selbstbewußtsein

Ich unterstreiche es, weil man es zu leicht vergißt, wahrscheinlich überhaupt zu wenig davon spricht. Und davon muß man sprechen, denn Übersetzer brauchen Selbstbewußtsein.

Von Boccaccio wissen wir mit Sicherheit, daß er das Decamerone, eine Handvoll amouröser Geschichten, geschrieben und erfolgreich in Umlauf gesetzt hatte. Wer weiß schon, daß er die byzantinischen Handschriften der Ilias und der Odyssee ins Lateinische übertragen hat?

Übersetzer brauchen Selbstbewußtsein — und verdienen es. Das Übersetzen — als „solches“ — ist alt, sicherlich zumindest so alt wie der sprechende Mensch — und hat daher auch uralte Traditionen. Versucht man diese auf einen Nenner zu bringen, kommt man mit zwei einfachen Imperativsätzen bequem aus. 1. *Der Übersetzer habe den Geist des Originals in Form und Sinn wiederzugeben.* 2. *Die Übersetzung selbst habe die Natürlichkeit und den Reiz eines Originalwerks zu vermitteln.* In Grenzen dieser beiden Forderungen tobt sich das Talent des Übersetzers aus, hier tummelt sich der Stümper wie der Künstler. Und beides, so Erfolg wie Mißerfolg, hängen an einem Härchen. Der Übersetzer hält es in seiner Hand und balanciert damit zwischen dem einen und dem anderen Extrem. Das Gleichgewicht bleibt Ideal.

Schlechthin gilt vor allem folgendes: es kann nicht Zweck des Übersetzens sein — des Übersetzens, welches unter uns gemeint ist —, mechanisch einen Wortlaut wiederzugeben. Dazu sind die Maschinen da. Und es kann nicht Zweck des Übersetzens sein, andere und ihr Werk sich selbst und der eigenen Schreibweise unterzuordnen. Das wäre Okkupation und Diebstahl. Der Übersetzer glaubt manchmal, um mit Horst Rüdiger zu sprechen, „im eigenen Hause zu sein, und vergißt, daß er zu Gast geladen ist“. So übersetzten zuweilen prominente Dichter (was natürlich seine Spielfreude hat, aber — als Paraphrase — nicht den Zweck einer Übersetzung erfüllt). Wir wollen ja von einer Übersetzung Fremdes — in Form und Sinn — authentisch erfahren, und nicht entlehene Motive in deutscher oder anderer Verfremdung subjektiviert bestaunen. Was dem Übersetzer also stets und unbedingt obliegt, das ist die Pflicht zur Authentizität. Auch wenn es sich um künstlerische Texte handelt. Dort wird sich in der Übersetzung Kunst durch Kunst authentisieren müssen.

Dazu ein Beispiel: Stefan George war ein ernstzunehmender Verdeutscher. Ihm stand der Dichter — in diesem Falle Rolicz-Lieder —, den er übersetzte, auch denkbar nahe. Sie beide waren durch innige Freundschaft verbunden. Und dennoch tragen Georges Übersetzungen Spuren einer Willkür. Er hat es nicht lassen können, die polnische Landschaft von Rolicz-Lieder in seine eigene, deutsche zu verwandeln. Betrachten wir einmal das Gedicht „Modlitwa na organy“ — „Gebet für eine Orgel“, das uns im Original die Morgenstimmung einer polnischen Dorflandschaft, mit Kirchturm, verschlafenen Feldern, grünlichem Wasser und quakenden Fröschen vermittelt. Untersuchen wir namentlich zwei Zeilen dieses 10-zeiligen Gedichts: die sechste und die letzte:

...
6) Żaby skrzeczą nad wodą zieloną — zbudź się!

...
10) Wziosły się jako ptaki dwa dziwaczne — zbudź się!
(Wacław Rolicz-Lieder)

Die Übersetzung dieses Gedichts von George ist im ganzen — als Gedicht — makellos. Nur in diesen beiden Zeilen wird die Fälschung offensichtlich, die sich George nicht verkneifen konnte, weil er es wahrscheinlich besser machen wollte.

...
6) Und stimmen ertönen vom grünlichen wasser — wach auf!

...
10) Erhoben sich wie zwei gespenstische vögel — wach auf!
(Stefan George)

„seltsame vögel“

Was ist geschehen? In der sechsten Zeile störten George, den Ästhet, offensichtlich im Gedicht — die quakenden Frösche am grünen Wasser. Er ersetzte sie durch feierliche „stimmen“, die „ertönen“. Ihm war die polnische Dorflandschaft mit den vielen Teichen und

Tümpeln, mit der obligatorischen Froschmusik am Morgen, nach der so mancher polnische Dichter in der Fremde seine lyrischen Seufzer ausstieß, zu wenig Begriff, zu wenig unabdingbar. Er hatte die Frösche einfach als niedrig, als geschmacklos empfunden und sie deshalb wohl durch die höheren „stimmen“, die „ertönen“, ersetzt. Die „seltsamen vögel“ der letzten Zeile aber waren ihm wieder nicht seltsam genug — das ihm fremde Polen empfand er subjektiv viel seltsamer —, also machte er aus ihnen „gespenstische vögel“, wie man sie in der deutschen Phantasie nach E. T. A. Hoffmann oder Böcklin lieber sah. Gewiß, der deutsche Meister meinte es gut, er wollte es nach bestem Wissen und Gewissen besser machen, veredeln. Und deshalb verfälschte er das polnische rustikal-freundliche Landschaftsbild zu einem deutschen romantisch-düsteren Festtagsgesang. Zwei falsch gewählte Wörter hatten vollauf genügt, um ein Gedicht in seiner Stimmung völlig zu verändern. (Wird fortgesetzt)

14 con el Tango

In dem Artikel „Ein Gedicht und 15 Übersetzer“ von Susanna Schöneborn, der in der Nummer 5 vom 14. Mai 1965 unserer Zeitschrift erschien, wurde erwähnt, daß im Jahre 1962 fünfzehn namhafte französische Schriftsteller je eine Übertragung von Vörösmartys „Der alte Zigeuner“ in einem Sammelband veröffentlichten. Auf dieser Idee fußend haben kürzlich 14 der bekanntesten argentinischen Schriftsteller je einen Tango geschrieben, zu dem je ein prominenter Komponist die Musik und je ein berühmter Maler die Illustration beige-steuert haben. Sabatos Tango war Nummer eins. In ihm spricht der Protagonist seines Romans, „Über Helden und Gräber“, Martin-Sabato, der nach zehn Jahren zu der Bank im Park Lezama zurückkehrt, wo er die junge, schöne, rätselhafte Alexandra, die dann Selbstmord begeht, zum erstenmal getroffen hatte.

Alexandra

(Tango)

Text von Ernesto Sabato — Musik von Anibal Troilo

He vuelto a aquel banco del Parque Lezama.
Lo mismo que entonces se oye en la noche
la sorda sirena de un barco lejano.
Mis ojos nublados te buscan en vano.
Después de diez años he vuelto aquí solo,
soñando aquel tiempo, oyendo aquel barco.
El tiempo y la lluvia, el viento y la muerte
ya todo llevaron, ya nada dejaron.

En qué soledades
de hondos dolores,
en cuáles regiones
de negros malvones
estás, Alejandra?
Per cuáles caminos,
con grave tristeza,
oh muerta princesa?

He vuelto a aquel banco del Parque Lezama.
Lo mismo que entonces se oye en la noche
la sorda sirena de un barco lejano.
Mis ojos nublados te buscan en vano.
Ahora, tan solo, la bruma de otoño,
un viejo que duerme, las hojas caídas.
El tiempo y la lluvia, el viento y la muerte
ya todo llevaron, ya nada dejaron.

Ich kehrte zurück zu jener Bank im Parke Lezama.
Wie damals hörte ich in der Nacht
die dumpfe Sirene des fernen Dampfers.
Vergebens suchen Dich meine umwölkten Augen.
Nach zehn Jahren kehrte ich,
ein Einsamer, zurück.
Ich träumte von jener Zeit,
ich hörte jenes Schiff.
Die Zeit und der Regen, der Wind und der Tod
verwehten schon alles, und ließen das Nichts.

In welchen Einsamkeiten
tiefster Schmerzen,
in welchen Welten
schwarzer Geranien
bist Du, Alexandra?

Auf welchen Wegen,
in ernster Traurigkeit,
o tote Prinzessin?

Ich kehrte zurück zu jener Bank im Parke Lezama.
Wie damals hörte ich in der Nacht
die dumpfe Sirene des fernen Dampfers.
Vergebens suchen Dich meine umwölkten Augen:
der Herbstnebel nur,
ein Alter, der schläft, und Blätter, die fallen.
Die Zeit und der Regen, der Wind und der Tod
verwehten schon alles und ließen das Nichts.

(Übertragen von Otto Wolf)

Wie wird man literarischer Übersetzer?

Das wollte ich auch wissen. Ich fühlte mich und betrachtete mich bilingual. Deutsch konnte ich. Auch war ich schon 127mal gedruckt worden. Was aber auch nichts besagt; denn ich kannte welche, die waren schon 227mal gedruckt, obwohl ihr Deutsch sehr anfechtbar war. Daß ich englisch konnte, lag an einer nicht wegzuleugnenden erblichen Belastung.

Einst las ich einen Satz von Thomas Mann: „Ein Schriftsteller ist ein Mensch, dem das Schreiben schwerer fällt als anderen.“ Das war mir aus der Seele gesprochen. Denn es fiel mir sehr schwer. Eigentlich — aber was heißt „eigentlich“? — also eigentlich fiel es mir nicht gar so schwer. Nur wenn es beendet war, gefiel es mir gar nicht. Ja, sagte mir ein kundiger Thebaner (der aber nicht aus Theben stammte, sondern aus Dresden), wenn es dir gut gefallen hätte, dann wäre es bestimmt Mist gewesen. Da es dir aber nicht gefiel, so müßte es gut sein. Das gefiel mir wiederum.

Eines Tages las ich in einer als intelligent geltenden großen Zeitung in deren Fortsetzungsroman, den ich „eigentlich“ nicht zu lesen pflegte und der eine Übersetzung aus dem Englischen war, diesen Satz: „Aber was er sagte, meinte nichts zu ihr.“

Mein bilinguales Sprachempfinden empörte sich. Mit Recht. Denn der Satz hieß im Englischen bestimmt: „But what he said meant nothing to her.“ „To mean“ hat jedoch drei Bedeutungen: 1. meinen; 2. bedeuten; 3. beabsichtigen. Hier hätte der deutsche Satz lauten müssen: „Aber was er sagte, bedeutete ihr nichts.“

In der Folge fielen mir noch hier und da weitere Übersetzungsfehler auf. Bis sie mir eines Tages auf die Nerven fielen. In einer Diskussion mit kundigen Freunden fragte mich eine junge Dame: „Warum machen Sie denn keine Übersetzungen von englischen und amerikanischen Romanen?“ Darauf war ich noch gar nicht gekommen!

Aber eines Tages wurde es nötig, mich nach einer solchen Betätigung umzusehen, die ich ausführen konnte. Bald hatte ich mir ein Verzeichnis von Verlagen zusammengestellt, die auch ausländische Literatur in Übersetzungen herausbrachten. Also schrieb ich der Reihe nach an diese Verlage und Verleger.

Jedoch anstatt daß diese sich nun gewissermaßen auf mich als den zweisprachigen Retter aus aller Not stürzten und mir enthusiastische Ja-sage-Briefe schrieben, was geschah? Zunächst schrieben sie überhaupt nicht. Und dann schrieb einer nach dem andern zögernd und gar nicht enthusiastisch: „Wir bedauern sehr, von Ihrem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Wir arbeiten schon seit vielen Jahren mit einem Stamm von Übersetzern. Sollten wir später einmal eine Möglichkeit sehen, auf Sie zurückzugreifen, so werden wir uns Ihrer erinnern. Hochachtungsvoll!“

Na, dachte ich mir, wenn die sich meiner erinnern sollten — dann bin ich ein Eskimo!

Ich war und wurde auch kein Eskimo. Aber dieser Verlag und auch die etwa zwölf anderen, die mir in ähnlicher Weise geantwortet hatten, erinnerten sich nicht. Es herrschte das bekannte Schweigen im Walde, wie auf dem ebenso bekannten Bilde von Arnold Böcklin.

Nach und nach vergaß ich die ganze Angelegenheit, da ich auch anderes zu tun hatte.

Jedoch eines Tages... — also ich schrieb wiederum an ein oder zwei Dutzend in Frage kommender Buchverlage. Und wieder kamen die Antworten, zwar nicht prompt und schon gar nicht enthusiastisch, wie gehabt.

Nur ein Verlag, der ganz in meiner Nähe war, empfing mich, und der Verleger war sehr freundlich zu mir, bot mir eine Tasse Kaffee sowie eine Zigarette an, und dann sagte er: Ja, da gibt es vielleicht eine Möglichkeit. Es handelt sich um ein Buch, das in Amerika erschienen ist, „The Daughter of a Samurai“ (glaube ich, hieß es). Von dem will ich die Rechte erwerben. Es ist aber noch ein anderer Verleger hinter dem Buch her. Doch wenn ich es kriege, sollen Sie die Übersetzung machen. Er kriegte es nicht.

Einem Verlage hatte ich einige Seiten einer Probeübersetzung eingereicht. Der Cheflektor kritisierte und korrigierte mein Deutsch. Er verbesserte und verböserte es. Ich hatte übersetzt: „Reden Sie nicht um die Sache herum.“ Er verbesserte „um den heißen Brei“. Ich schrieb ihm, daß man nicht um den heißen Brei herumredet, sondern daß eine Katze um den heißen Brei geht. Das nahm er übel und — schwieg.

So kam es, daß ich kein literarischer Übersetzer wurde.

Fred Gordon Brooks

Der VDÜ teilt mit:

Am Samstag, 18. November, fand in München von 10 bis 13 Uhr die *Ordentliche Jahresversammlung* des VDÜ statt. Wir trafen uns im „Spatenhaus“, wo auch am Abend des gleichen Tages ein geselliges Zusammensein mit Gästen aus Verlagen und Redaktionen veranstaltet wurde.

Der Verband hatte zu einem „Bayerischen Büffet“ eingeladen; für geistige Nahrung sorgten Herr Dr. Harry Maor, der ein faszinierendes Colloquium über den Mythos des Übersetzens und Übersetzers hielt. Gefolgt wurde er von Oliver Storz mit einem Feuilleton über „Übersetzer und das Fernsehen“; den abschließenden Vortrag hielt Herr Wolf Friederich vom Münchener Sprachen- und Dolmetscherinstitut über die „Ausbildungsmöglichkeiten für künftige Übersetzer“.

Wie stets bei unseren Versammlungen ging es sehr animiert zu; viele der kleinen Gruppen trennten sich erst in den frühen Morgenstunden. Wie stets war die Zeit viel zu kurz. Ort und Datum der nächsten Ordentlichen Jahresversammlung des VDÜ werden später bekanntgegeben.

Eine Spende in Höhe von 20 DM erhielt der Verband von Grit Körner.

Aus der Werkstatt unserer Mitglieder:

Paul Baudisch: Jan de Hartog: „Das Hospital in Texas oder Ein Kampf ums Menschenrecht“. Kurt Desch, München. Aus dem Englischen.

R. und K. Birkenhauer: Jacques Choron: „Der Tod im abendländischen Denken“. Klett, Stuttgart. Aus dem Französischen.

Günther Danehl: Joseph Conrad: „Mit den Augen des Westens“ (Under Western Eyes). S. Fischer, Frankfurt am Main. Aus dem Englischen.

Ursula Grawe: Harry Kressing: „Der Koch“. Rowohlt, Reinbek/Hamburg. Aus dem Englischen.

Karl Horst Hiller: „Nachtwächter“ — Hörspiel — NDR. Aus dem Polnischen: „Herr Jota und die Tiere“, Hörspiel von Henryk Bardijewski — WDR; „Der Freund“, Drama von Janusz Wasyłkowski, Stauffacher, Zürich; „Die Festung“, Einakter von Andrzej Barański, Stauffacher, Zürich; „Zwei Abenteuer des Lemuel Gul-

liver“ von Jerzy Broszkiewicz in „Modernes polnisches Drama“, Luchterhand, Neuwied. Aus dem Ungarischen (mit Stephan Romhanyi): „Die Sphinx“, Hörspiel von Miklós Hubay — WDR.

Lore Kornell: Eugene Ionesco: „Theaterstücke 4“. Luchterhand, Neuwied. Aus dem Französischen.

Ernst Sander: Thyde Monnier: „Moi — ein Leben aus vollem Herzen“. Marion v. Schröder Verlag, Hamburg. Aus dem Französischen mit einem Nachwort des Übersetzers.

Eva Schönfeld: Wilkie Collins: „Der rote Schal“ (Armada). Goverts, Stuttgart. Aus dem Englischen.

Kurt Thurmman: Ruiz de Alarcón: Komödien. Winkler, München. Aus dem Spanischen.

Günther Vulpius: Henri Troyat: „Auf ihren eigenen Wegen“ (La Faim des Lionceaux). Stahlberg, Karlsruhe. Aus dem Französischen.

Justus Franz Wittkop: Charles Pascarel: „Frühlingsmassaker“ (Massacre du Printemps). S. Fischer, Frankfurt. Aus dem Französischen. Petru Dimitriu: „Das sardische Lächeln“. S. Fischer, Frankfurt. Aus dem Englischen.

Was (noch) nicht im Wörterbuch steht

Unter dieser Rubrik wird DER ÜBERSETZER von Zeit zu Zeit Vokabularergänzungen, Terminologieanfragen und Vokabularvorschläge bringen. Die aktive Mitarbeit unserer Kollegen ist willkommen.

Vorschläge bitte: Annäherndes Äquivalent:

barber chair
bargain hunter
casting director
casting office
square dance
square dancing
black mass
nursery slope(s)
wildlife

Schwarze Messe, Teufelsmesse
Idiotenhügel
freilebende Tierwelt

I Died For Beauty

By Emily Dickinson

I died for beauty, but was scarce
Adjusted in the tomb,
When one who died for truth was lain
In an adjoining room.

He questioned softly why I failed.
"For beauty", I replied.
"And I for truth — the two are one;
We brethren are", he said.

And so, as kinsmen met a-night,
We talked between the rooms,
Until the moss had reached our lips
And covered up our names.

Ich starb der Schönheit wegen

Ich starb der Schönheit wegen — kaum
Lag ich in meinem Grab,
Begrub man einen nebenan,
Der für die Wahrheit starb.

Er fragte sanft, weshalb ich schwand.
„Um Schönheit“, sagte ich.
„Um Wahrheit ich — die zwei sind eins;
Als Bruder grüß' ich dich.“

So haben wir, wie Freunde nachts,
Geplaudert Wand an Wand,
Bis Moos bedeckte Mund und Stein,
Wo unser Name stand.

(Aus dem Amerikanischen übertragen von Karl Berisch)

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 75 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7141 Neckarremms, Schloß Remseck. — Redaktion: Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 52 13 15. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 64 47, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH., 84 Regensburg.